

Ein Stuhl will zum Körperteil werden

Schwereelosigkeit und vielleicht sogar Glück verspricht der Limbic Chair

SUSANNA KOEBERLE

Stühle, die Gesundheit versprechen, kennt man. Doch ein Möbel, das gesund und glücklich zugleich machen soll? Klingt nach Science-Fiction. Genau das aber scheint der Limbic Chair zu tun und damit Neuland zu betreten. Der aussergewöhnliche Entwurf ging letzten Freitag bei der Verleihung des Design-Preis Schweiz als Gewinner in der Kategorie Furniture-Design hervor. Nun gibt es verschiedene Ansätze, wie man eine solche Erfindung – und als das muss man diesen Stuhl bezeichnen – beurteilen kann. Die erste Brille, die man als Konsument gemeinhin aufsetzt, wenn es um Möbeldesign geht, ist diejenige der Ästhetik. Unser Urteilsvermögen ist stark visuell gesteuert: Gefällt oder gefällt nicht. Oder die der Funktionalität: Funktioniert oder eben nicht. Dann kann noch das Kriterium des Bedarfs entscheidend sein: Brauche ich oder nicht – wobei die wenigsten Menschen hierzulande wirklich neue Möbel brauchen. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Nimmt man die Sicht des Designers oder des Herstellers ein, eröffnen sich weitere Fragestellungen. Da geht es etwa um Machbarkeit, Rentabilität, Materialisierung, Zeitgeist (schliesslich ist Design auch Moden unterworfen) und natürlich auch um Form und Funktion. Aber um Emotion? Höchstens im übertragenen Sinn. Überhaupt brilliert typisch helvetisches Design eher durch Sachlichkeit und Präzision als durch emotionale Faktoren. Und so erstaunt es kaum, dass Patrik Künzler, der Erfinder und Entwickler des Limbic Chair, von Herstellern hier in der Schweiz zunächst nur Kopfschütteln und Skepsis erntete.

Ein Arzt wird zum Designer

Drei Jahre lang erforschte der ausgebildete Arzt, dessen Traumberuf als Jugendlicher Autodesigner gewesen war, am Picower Institute for Learning and Memory des Massachusetts Institute of Technology (MIT) an der amerikanischen Ostküste das limbische System; präziser gesagt, interessierte ihn dabei, wie emotionale Zustände Denken und Handeln beeinflussen. Nach Amerika ans MIT hatte es Künzler schon während seines Medizinstudiums an der Universität Zürich für ein Praktikum in Neurologie verschlagen. Nach einigen Jahren Berufserfahrung als Arzt verliess er die Schweiz wieder und heuerte erneut am MIT an. Nach seinen Studien konnte er dort an der Entwicklung von Autos am MIT Media Lab mitwirken.



Die Schwerelosigkeit des Sitzens und der Stuhl als Erweiterung des Körpers, in Szene gesetzt.

Die gewonnenen Erkenntnisse im Bereich der Neurowissenschaften liessen den umtriebigen Mann nicht mehr los. So verlagerte sich seine Aktivität wieder in Richtung limbisches System. Dieses verbindet – vereinfacht ausgedrückt – Körper, Emotion und Denken. Unsere Hirnregionen sind für verschiedene Fähigkeiten und Aktivitäten zuständig. Neuere Erkenntnisse aus der Hirnforschung zeigen, dass das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Bereiche komplexer ist, als man bis anhin dachte.

Was aber hat das mit Design und ganz konkret mit einem Stuhl zu tun? Ausgangspunkt für Künzlers Idee war, ein Designobjekt zu entwickeln, das sich positiv auf unsere Emotionen auswirkt. Design vom Gehirn aus gedacht und nicht von der Funktion her: «form follows emotion» also statt «form follows function». Es folgten mehrere Prototypen und unzählige Testversuche am MIT, bezüglich der ergonomischen Form ebenso wie der Materialisierung des Stuhls. «Der Gesichtsausdruck von Probanden, die, kaum auf dem Stuhl, ein Lächeln zeigten und beim Ausprobieren des Objekts quasi zu Kindern wurden,

waren für mich der Antrieb weiterzumachen», erinnert sich Künzler.

Ein wesentliches Element des Limbic Chair ist die direkte Berührung des Objekts mit dem Körper, fast so, als wäre das Möbelstück ein Teil davon. Zurück in der Schweiz, ging es mit wenig finanziellen Ressourcen an die Überführung des Stuhls in ein marktfähiges Produkt. Vor sieben Jahren kam ein erster Limbic Chair auf den Markt; da jedes Stück genau auf den Körper des Käufers angepasst wird, war der erste Stuhl noch relativ teuer. Vor fünf Jahren stiess der Astrophysiker und Architekt Mark van Raai zum Team, der mit seinem Know-how in Sensortechnik den Stuhl auch in der Weise kommunikationsfähig und «intelligent» machte, wie es heute von allen möglichen Alltagsobjekten erwartet wird.

Die Sensortechnik des Limbic Chair ist für alle, auch für die Gesunden, ausgelegt. Wer zum Beispiel am Computer zeichnet, kann das nun mittels der eigenen Beinbewegungen tun. Diese Möglichkeit stellt ein Paradoxon dar: Während wir frei schweben und uns im Zustand der totalen Glückseligkeit befinden, verschmelzen wir arbeitend mit

einer Maschine. Ist das nicht eine Bedrohung?

Arbeit definiert und prägt den Menschen. Er ist auch ein Homo laborans. Und warum soll dieser rationale Aspekt unseres Daseins nicht mit dem Homoludens koexistieren können? Und zwar in ein und demselben Moment? Immerhin können Benutzer eines solchen Objekts dabei gesund und glücklich werden. Arbeit macht eben auch krank, das ist gerade in unserer hochzivilisierten Gesellschaft ein Thema. «Wir wollen den Menschen bei der Arbeit ihren

Design-Preis Schweiz: Neue Ausrichtung

sko. · Der Design-Preis Schweiz (DPS) wurde dieses Jahr zum 15. Mal verliehen. Er wird seit dem Jahr 1991, alternierend mit dem Designers' Saturday, alle zwei Jahre in Langenthal ausgerichtet. Unterdessen hat sich der Preis als unabhängige Institution etabliert, und seit einem Jahr bilden Michel Huetter, der bereits früher leitender Kurator des DPS war, Raphael Rossel und Urs Stampfli die Trägerschaft. Da-

Körper zurückgeben», lautet das Credo von Patrik Künzler. Und er will damit die Welt verbessern. Das ist ein Aspekt, der in der Disziplin Design nicht besonders salonfähig ist, auch wenn Denker wie etwa Victor Papanek, auf den das derzeit allgegenwärtige Design-Thinking zurückgeführt wird, bereits in den 1970er Jahren den Konsum sowie unser Verständnis von Design kritisch hinterfragt haben. Diese Fragen sind nun im Zuge der gegenwärtigen Umbrüche zu Recht wieder aufs Tapet gekommen.

Für die Vorhölle

Ist der Markt also bereit für ein solches Produkt? Das Bewusstsein, dass der Limbic Chair auch optisch und nicht nur von der Idee her ansprechen sollte, bewog Künzler zur Zusammenarbeit mit dem Designer Andreas Krob. Dieser hat dem Serienmodell, das nächsten Frühling lanciert werden soll, ein etwas eleganteres Äusseres verliehen. Das neue Modell kommuniziert mit seinem Aussehen sowohl die technischen wie auch die spielerischen Komponenten des Entwurfs.

Geschmäcker ändern sich – das ist Teil der Konsummaschinerie, auch beim Design. Doch dass ein Objekt unser Verhalten oder sogar unsere Gefühlszustände verändern möchte, kann skeptisch stimmen. Wir sind uns Kontrolle gewohnt, und hier geht es plötzlich ums Loslassen. Da kommt auch eine kulturelle und gesellschaftliche Dimension ins Spiel. Das Wort Limbus kommt aus dem Lateinischen und bedeutet Rand. Es bezeichnet unter anderem in der katholischen Theologie eine Art Vorhölle. Wir bringen Kindern immer noch bei, dass sie auf einem Stuhl gerade sitzen oder die Beine nicht kreuzen sollen. In den 1970er Jahren reagierten Gestalter auf solche verkrusteten Regeln mit der Sofalandschaft, heute haben wir einen limbischen Stuhl.

mit verbunden ist auch eine strategische Neuausrichtung, die sich auf Design als Ferment für positiven Wandel fokussiert. Im Vordergrund stehen interdisziplinäre Designmethoden. Beibehalten haben die neuen Veranstalter das zweistufige Jurierungsverfahren: 31 Expertinnen und Experten nominieren aus den Eingaben die Projekte, die anschliessend von einer siebenköpfigen Jury bewertet werden.

Es muss nicht immer Ewigkeit sein

Gegenwartsliteratur lohnt die Lektüre – auch wenn sie ein Verfalldatum hat

ULRICH BLUMENBACH

In seinem Artikel «Was bleibt von der Literatur, für wen und wozu?» (NZZ 31.10.19) diagnostiziert Felix Philipp Ingold die Vergänglichkeit der Gegenwartsliteratur und führt sie auf Merkmale des Literaturbetriebs in Zeiten der Eventkultur zurück: Wichtig seien der kurzfristige Erfolg von Büchern und das Auftauchen ihrer Autoren und Autorinnen auf Literaturfestivals, und insgesamt habe der flüchtige Konsum die zeitraubende Arbeit produktiven Verstehens abgelöst.

Ich stimme Ingolds Diagnose weitgehend zu, und vielleicht kokettiere ich ähnlich wie er mit meinem Alter: Mit zunehmenden Jahren versenke auch ich mich immer mehr in die ewigen Werte der Klassiker. Das Wort von den ewigen Werten ist dabei nicht ironisch gemeint, denn ich möchte sie von aktuellen Werten unterscheiden, ich frage mich nämlich, auf welche Bedürfnisse Gegenwartsliteratur eingeht. Anders als Ingold bin ich nicht der Ansicht, dass es heuti-

gen Leserschaften nur um «punktuellen Spass» und intensives Erleben bei kollektiven Literatur-Events geht.

Auch Sternschnuppen leuchten

Um Zeiten überdauernde Texte begründet von kurzlebigen Tageserfolgen zu unterscheiden, möchte ich die Literatur gruppieren: Die Auseinandersetzung mit den ewigen Werten (ob nun literarischen oder ethischen, philosophischen oder sozialen) finde ich bei Jahrtausendautoren wie Homer, die ich gleich einmal beiseitelasse. Dann gibt es Jahrhundertautoren und -autorinnen wie Virginia Woolf, Marcel Proust, Gertrude Stein e tutti quanti. So gern ich diese lese und so wichtig sie mir sind (auch weil sie mir, wie Ingold, «bei jedem Wiederlesen neue Verstehensperspektiven eröffnen»), so wenig interessieren sie mich hier.

Mir geht es um die Funktion von Gegenwartsliteratur, und damit sind wir bei den Gruppen der Jahrzehntautorinnen und -autoren (meinetwegen

Roberto Bolaño, Elfriede Jelinek oder A. L. Kennedy) und der – nennen wir sie doch ruhig so – Jahresautoren. Die letzteren mögen Sternschnuppen sein, aber auch Sternschnuppen geben kurz Licht, erhellen kurz das Dunkel unserer Ahnungslosigkeit. Ich zumindest lese Gegenwartsliteratur, weil ich wissen möchte, wie heutige Autoren ihre jeweilige Welt perspektivieren, wie sie ihre Veränderungen verstehen und auf narrative Begriffe bringen, sprich in Erzählungen verpacken.

Ein aktuelles Beispiel ist für mich der dystopische Roman «Miami Punk» von Juan S. Guse, eine Art literarisches Soziogramm der Computerspielszene. Das lese ich (ein gebürtiger Bewohner der Gutenberg-Galaxis), um zu verstehen, wie mein Sohn und andere Digital Natives seiner Generation ticken.

Hinzu kommt – für mich als Übersetzer, aber vielleicht nicht nur für mich – das Interesse am literarischen Sprachgebrauch: Wie entwickeln ausländische ebenso wie deutschsprachige Autoren und Autorinnen ihre jeweilige Sprache

weiter, wie reagieren sie auf neue technische Sachverhalte, wie reagieren sie auf globale Migrationen, die zu Sprachmischungen führen? Das beste Beispiel ist für mich Susanne Langes gefeierte Übersetzung von Aura Xilonens Roman «Gringo Champ» mit seiner aberwitzigen Mischung aus Englisch und Spanisch, die wirkt, als habe jemand «aus Handyschnappschüssen und Renaissancegemälden eine Instagram-Story gebaut und darüber ein paar Snapchat-Filter verteilt», wie Nicolas Freund in der «Süddeutschen Zeitung» schrieb.

Neue Perspektiven

Migration führt nicht nur zu Sprach-, sondern auch zu Kulturmischungen. Was geschieht mit literarischen Gattungen oder – eine Nummer kleiner – mit literarischen Stoffen und Motiven, wenn eingewanderte Autorinnen sich ihrer annehmen? Was wird aus der «Great American Novel», wenn die aus Serbien in die USA gekommene Autorin Téa

Obrecht mit «Inland» plötzlich einen uramerikanischen Western schreibt? Was passiert, wenn die Sinoamerikanerin C Pam Zhang mit «How Much of These Hills Is Gold» einen Roman über den Goldrausch in Kalifornien schreibt – aber aus der Sicht zweier chinesischer Waisenkinder?

Gegenwartsliteratur liefert zeitdiagnostische Standortbestimmungen, Rückversicherungen über die Welt, in der wir leben (mit einem alten Vers von Hans Magnus Enzensberger gefragt: «Was habe ich? Und was habe ich hier zu suchen?»), fiktionale Instrumente zur Analyse dieser Welt, Reportagen von den Konfliktlinien der Gesellschaft. Der Löwenanteil davon mag mittel- oder langfristig im Orkus der Literaturgeschichte verschwinden, aber heute brauchen wir sie.

Ulrich Blumenbach, Literaturübersetzer in Basel, hat als Letztes die gesammelten Essays von David Foster Wallace übersetzt und herausgegeben: «Der Spass an der Sache» (Kiepenheuer & Witsch).